

Arbeitskreis Normativitäten

Workshop »Clash of Normativities« – zu einer Soziologie der Erwartungszusammenhänge« am 15. und 16. Februar 2024 in Marburg

Der von *Linda Nell* (Göttingen), *Henning de Vries* (Marburg) und *Marc Mölders* (Mainz) an der Philipps-Universität ausgerichtete Workshop fand als Kooperationsveranstaltung des Arbeitskreises Normativitäten in der Sektion Soziologische Theorie und der Sektion Rechtssoziologie statt. Mit einem Ausblick auf die Themen des Workshops machte Marc Mölders den Auftakt. Er rief in Erinnerung, dass vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer und sozialer Verhältnisse neu zu diskutieren sei, ob und wie sich Rechtsnormen beziehungsweise Normativitäten im alltäglichen Leben der ihnen ausgesetzten Subjekte bemerkbar machten und wie unterschiedliche Normerwartungen zusammenhingen.

Panel I nahm die Grundlagen, aber auch die Gefahren für die liberale, demokratische Grundordnung aus soziologischer Perspektive in den Blick. Im Fokus des Panels standen *Clashes* in den Erwartungen der Bürger:innen gegenüber ihren Institutionen beziehungsweise die Ablehnung oder Aneignung von Institutionen und Normen durch bestimmte Gruppen.

Das Panel wurde eröffnet von *Mounir Zabran* (Berlin) mit seinem Vortrag »Erwartungen, Enttäuschungen und Legitimität«. Er besprach, wie sich Erwartungen der Bürger:innen auf die Legitimität von Institutionen und auf die Stabilität eines liberal-demokratischen politischen Systems auswirken. Zentral für das Funktionieren einer liberalen Demokratie sei unter anderem der Schutz der Bürger:innen vor zu großer Enttäuschung ihrer legitimen Erwartungen. Dazu könnten zivilgesellschaftliche Protestkultur, die Aussicht, zukünftig an der Macht beteiligt zu sein, sowie endgültige Entscheidungen von Verfassungsgerichten beitragen. Apathie oder Gewalt könnten hingegen die Folge enttäuschter Erwartungen sein.

Den folgenden Input gestaltete *Johanna Fröhlich* (Basel). Sie befasste sich unter dem Titel »Volk und Person: Zwei unterschiedliche normative Ordnungen?« mit der sogenannten »Neuen Rechten«. Anhand von Beobachtungsprotokollen analysierte Fröhlich deren normative Bezüge auf Gewaltlosigkeit und Meinungsfreiheit, die sich im Diskurs abzeichnen. Diese seien rein strategischer Natur: Die »Neue Rechte« sei gezwungen, sich auf die moderne Verfahrensordnung der Gewaltfreiheit zu beziehen, die die Unterwerfung unter das staatliche Gewaltmonopol und das Verständnis von Individuen mit gleicher Freiheit und Würde postuliere.

Anschließend nahm *Andrea Kretschmann* (Lüneburg) mit den sogenannten Reichsbürger:innen Mitglieder einer antiliberalen, antidemokratischen Szene in den Fokus und stellte unter dem Titel »Doing Law« als Normkollision – Das Beispiel »Reichsbürger:innen« ein aktuelles Forschungsprojekt vor, das den Rechtsgebrauch von Reichsbürger:innen analysiert. Eines der Spezifika der Reichsbürger-Szene liege in der Tatsache, dass sie eine Staatsgründung von unten anstrebe und zu diesem Zweck versuche, entsprechendes Recht zu schaffen. Diese *Doing Law*-Praxis böte Potenzial für Normkollisionen, da ein Rechtspluralismus beispielsweise in Fragen von Ämtern und Gebietsansprüchen nicht möglich sei.

Panel II weitete den Blick auf internationale Konflikte, Gewalt und Recht und wurde mit dem Vortrag »Erwartungszusammenbrüche. Gewalt und Gegengewalt als Irritationsmechanismen« von *Thorsten Benkel* (Passau) eröffnet. Er thematisierte das Verhältnis von Gewalt und Gegengewalt anhand verschiedener Ereignisse, in denen praktizierte (Gegen-)Gewalt moralisch rechtfertigt wurde, da durch jene (Gegen-)Gewalt ein illegitimes, beispielsweise kolonialistisches System angegriffen werde. Es stelle sich vor diesem Hintergrund die Frage, ob Gewalt, die weitere Gewalt unmittelbar unterbinde, einer juristischen Aufarbeitung der Gewalthandlungen vorzuziehen sei. Die internationale Rechtsordnung sei ineffektiv, denn sie könne erstens Gewalt nicht verhindern, werde zweitens von unbeteiligten Dritten getragen, die keine empathische Verbindung zu den Opfern hätten, und agiere drittens ahistorisch.

Auch der folgende Vortrag von *Henning de Vries* bewegte sich auf der Ebene des internationalen Rechts. In seinem Input »Konflikt und Recht im Kontext militärischer Gewalt revisited« stellte er die Frage nach dem Wert des Völkerrechts vor dem Hintergrund aktueller Krisen und Konflikte wie dem Angriffskrieg Russlands gegen die Ukraine. Werde Konflikt als kommunikativer Akt gedacht, gehe es im Konfliktfall auch darum, der gegnerischen Partei die eigene Interpretation der Ereignisse zu verdeutlichen. Recht verkörpere hierbei die Rolle generalisierten normativen Erwartens. Sodann problematisierte de Vries die vor allem im internationalen Konflikt meist uneindeutige Faktenlage, die zur Folge habe, dass die Konfliktparteien in Fragen der Faktendeutung oft weit auseinander liegen.

Panel III verließ die Ebene internationalen Rechts und betrachtete Rechtssysteme in ihrer Wechselwirkung mit anderen gesellschaftlichen Teilordnungen. Den Anfang machte die Soziologin *Linda Nell* mit ihrem Vortrag »Rechtssystem und Rechtssektor – Zur Topographie multipel differenzierter

sozialer Ordnungen«. Sie stellte eine Heuristik vor, die von einem Rechtssektor ausgeht, der neben dem Rechtssystem auch rechtsspezifische Organisationen und andere soziale Teilbereiche wie soziale Milieus umfasst und damit neben einer institutionellen auch einer kulturellen Pluralisierung Rechnung trägt. Mit dieser Heuristik lasse sich die Wirkung des Rechts über seine rein funktionale Differenzierung hinaus zeigen. Zudem könne analysiert werden, wie sich unterschiedliche Milieus auf Recht bezögen, entsprechende Praktiken normativ integrierten und dem Rechtssystem so in seiner Funktionserfüllung helfen würden.

Einen weiteren Beitrag zum dritten Panel leistete *Joachim Renn* (Münster) mit einem Input zum Thema »Making it Implicit. Die Radikalisierung abstrakter Normen und die Grundlagen der Demokratie«. Er hob die Bedeutung des affektiven Ethos hervor, das Ausdruck staatsbürgerlicher Normativität sei. Dazu gehöre die Empörung bestimmter, von einem rechtsstaatlichen Ethos geprägter Milieus über verfassungsfeindliche Äußerungen oder Handlungen Einzelner. In diesem Phänomen zeige sich die Verwandlung kognitiv explizierter Normen in implizite, effektive Normativität milieuförmiger Kommunikation. Das Ziel einer solchen Betrachtungsweise sei eine performative Theorie des Verfassungspatriotismus bei multipler Differenzierung.

Den Abschluss bildete der Jurist *Lasse Ramson* (Bremen) mit dem Vortrag »Einheit und Grenzen des Rechtssystems: Bedingungen und Wege der Rekonstruktion«. Er fragte, ob es eine Einheit des Rechtssystems überhaupt gebe und stellte in Frage, dass Rechtspluralismus mittels der Durchsetzung nationalen Rechts bewältigt werden könne. Was als einheitsbildende Modi gelte, beschreibe gleichzeitig die Grenzen des Rechts und zeige, dass Einheit nicht gleichbedeutend sei mit Widerspruchsfreiheit. Die klassischen Wege der Rekonstruktion von Einheit dienten vor allem der Vermeidung von Rechtskollisionen.

Der Workshop bildete ein breites inhaltliches Spektrum ab und folgte dabei einem klaren roten Faden. Im Fokus standen aktuelle gesellschaftliche Themenbereiche wie der Schutz der liberal-demokratischen Grundordnung, die Strategien ihrer Feinde sowie das Konfliktregelungspotenzial des internationalen Rechts. Die Veranstaltung dokumentierte die Relevanz der (Rechts-)Soziologie und trug zur transdisziplinären Vernetzung bei.

Linn-Sophie Löber*

* Mit Dank an Greta Hoffmann und Zeynep Sahin für ihre hilfreichen Mitschriften.

Sektion Frauen- und Geschlechterforschung

Vorstellung der Arbeitsgruppe »Intersektionale Perspektiven auf die Soziologie als disziplinäres Feld«

In Anlehnung an die Schwarze US-amerikanische Soziologin Patricia H. Collins (2019) kann Intersektionalität als »knowledge project« verstanden werden. Dieses zielt nicht nur darauf ab, kritisch-gesellschaftstheoretisches Wissen zu generieren, um die Dynamiken sozialer Ungleichheit und Diskriminierung besser zu verstehen. Vielmehr umfasst Intersektionalität ein breites und widerständiges intellektuelles Projekt, das kontextabhängig und dialogisch mit (emanzipatorischen) Akteur*innen verschiedener Praxisfelder darüber diskutiert, wie sozialer Wandel im Kontext von Kolonialismus, Nationalismus, Heterosexismus, Rassismus oder neoliberalen Kapitalismus erfolgen kann. Angesichts dringender aktueller sozialer Problemlagen, wie die Zunahme völkisch-autoritärer, extrem-rechter Positionen und von rassistischer, antisemitischer, sexualisierter und transfeindlicher Gewalt sowie die gewaltvollen Folgen neokolonialer und planetarischer Zerstörung, halten wir diese gesellschaftskritische Fundierung des intersektionalen Projektes für richtungweisend. Ähnlich hielt auch die Themenbeschreibung des 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, auf dem sich diese AG gründete, fest, dass sich gegenwärtig »[a]bhängig von Kontinent, Region aber auch Klasse oder Geschlecht [...] bereits bestehende Ungleichheiten wie Polarisierungen zu verschärfen« scheinen (o.A. 2021: 495).

Standortbestimmung

Als im Laufe des frühen 21. Jahrhunderts Intersektionalität allmählich Eingang fand in die deutsche Frauen- und Geschlechterforschung, stießen Konzept und Begriff zwar bei einigen auf große Zustimmung, insbesondere bei den Pionierinnen der Schwarzen Frauenbewegung (s.u.), gleichzeitig wurde Skepsis gegenüber diesem »US-Import« laut: So stellte beispielsweise Bühmann (2009: 31) die Paradigmafrage und resümierte, dass eine Pioniergeschichte sowie ein Gründungsnarrativ fehlen und ein »Mangel an glaubwürdigen Quellen« bestehe. Dagegen haben Lutz, Herrera Vivar und Supik (2013: 12) eingewendet, dass soziale Bewegungen und Theorien im internationalen Austausch erörtert werden und in Deutschland vor allem Schwarze

Sozialwissenschaftler*innen die Anglo-Amerikanische Debatte als sehr hilfreich empfanden, um damit das Phänomen des deutschen Rassismus, das nach dem Zweiten Weltkrieg in den Sozialwissenschaften stark tabuisiert wurde, zu erforschen (siehe Lutz 2013: 421 ff.). Darüber hinaus seien die von Walgenbach (2007) formulierten »vielfältige[n] Genealogien« auch in der hiesigen Debatte relevant.

In der deutschsprachigen soziologisch-feministischen Debatte war die Erörterung des Ineinandergreifens und der Wechselwirkungen kategorialer Ungleichheiten und komplexer Benachteiligungsprozesse lange Zeit vorrangig in Bezug auf Klassenverhältnisse im Kapitalismus erfolgt (siehe unter anderem Beer 1989, Gottschall 2000). Dazu gab es primär aus der Perspektive lesbischer Feministinnen Kritik an der Vernachlässigung der Kategorie Sexualität, als auch an der Tatsache, dass »Disability« (körperliche Einschränkungen/Behinderungen) als Kategorie sozialer Benachteiligung unbeachtet blieb (Waldschmidt 2003). Impulse, diese Debatten zu erweitern um die notwendige Auseinandersetzung über Differenzen zwischen Frauen, und hier insbesondere um die Kategorie »Rassismus«, gab es bereits seit den 1980er Jahren. Ein Beispiel dafür sind die dokumentierten Äußerungen von Wut und Ärger eingewanderter Frauen beim »Ersten gemeinsamen Kongress ausländischer und deutscher Frauen« im März 1984 in Frankfurt, die ihren »Schwestern« vorwarfen, paternalistisch und rassistisch zu sein, sich weder mit den Diskriminierungen der deutschen Ausländergesetzgebung, noch mit den vielfältigen alltäglichen Ausgrenzungen Schwarzer Deutscher und »ausländischer Frauen« zu beschäftigen.

Intersektionale Dynamiken im Feld der Soziologie

Die AG »Intersektionale Perspektiven auf die Soziologie als disziplinäres Feld« ist aus der Ad-hoc Gruppe »Gesellschaftliche Polarisierungen in der Soziologie? Intersektionale Perspektiven in der Soziologie« auf dem DGS-Kongress 2022 hervorgegangen. Sie setzt sich aus Mitgliedern der Sektionen Frauen- und Geschlechterforschung, Biografieforschung, Soziologiegeschichte sowie Migration und ethnische Minderheiten zusammen. Dieser Zusammenschluss möchte Voraussetzungen schaffen, um Ungleichheitsprozesse und Benachteiligungsstrukturen innerhalb der Soziologie aus einer intersektionalen Perspektive zu untersuchen. Bislang fehlt eine systematische inter-

sektionale Analyse von Zugangschancen, Mechanismen von Marginalisierung und Ausschlüssen im deutschsprachigen soziologischen Feld unter Berücksichtigung von Geschlecht/Gender, Ethnisierungs- und Rassifizierungsprozessen, sozialer Herkunft und weiteren sozialen Kategorien und Differenzierungen.

Der kritische Blick ins Außen, der nach den flexibilisierten sowie beständigen Mechanismen der Differenz/Ungleichheit in der Gesellschaft sucht, muss dem Anspruch der Reflexivität folgen und untersuchen, wie intersektionale Marginalisierungs- und Ausschlussdynamiken im (eigenen) Feld der Soziologie virulent waren und sind. Zwar haben Instrumente der Gleichstellung und Anti-Diskriminierung seit den 1980er Jahren erste Effekte gezeitigt und einigen Wissenschaftlerinnen den Weg in die soziologische Karriere ebnet. Allerdings sind die bisherigen Gleichstellungsinstrumente eher eindimensional – entlang der Dimensionen Geschlecht – beleuchtet und praktiziert worden. Sie sind als weiche Einflussmöglichkeiten zu verstehen und weisen Akteursabhängigkeiten auf. Auch werden neue Formen der Diskriminierungen sichtbar (zum Beispiel von non-binären Personen, nicht-weißen, rassifizierten und migrantisierten Personen).

Aus diesen Gründen plädieren wir für eine Erhebung, die mit einer intersektionalen Perspektive auf die Ein- und Ausschlüsse in der Soziologie schaut und einen datenbasierten Ist-Zustand zeigt: Welche Diskriminierungsformen werden auf der Ebene der Wissensproduktion sichtbar (zum Beispiel durch Zitierpraktiken oder Diskussionen um Wissenschaftsfreiheit)? Wie werden Ungleichheitsmechanismen durch soziale Praktiken (zum Beispiel Einstellungspraktiken oder Drittmittelvergabe) (re)produziert? Welche Zuschreibungen, Subjektivierungsweisen und Identitätspolitiken führen zu Ausschlüssen, welche wiederum gelten als unmarkiert/akzeptiert und gehen mit Privilegierungen im soziologischen Feld einher (zum Beispiel wer beginnt ein Soziologiestudium, wer verlässt die universitäre Laufbahn nach der Promotion, wer wird auf eine Professur berufen)? Wer gilt als passfähig? Welche Laufbahnen von Soziolog*innen lassen sich rekonstruieren und inwiefern hängen sie mit der Zugehörigkeit zu einer sozialen Gruppe zusammen?

Mitglieder der AG sind Anna Amelina, Jördis Grabow, Barbara Grüning, Encarnación Gutiérrez Rodríguez, Ingrid Jungwirth, Helma Lutz, Minna-Kristiina Ruokonen-Engler und Miriam Friz Trzeciak.

Jördis Grabow, Helma Lutz, Miriam Friz Trzeciak

Literatur

- Beer, Ursula 1989 (Hg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ Verlag.
- Bührmann, Andrea 2009: Intersectionality – ein Forschungsfeld auf dem Weg zum Paradigma? Tendenzen, Herausforderungen und Perspektiven der Forschung über Intersektionalität. *Gender. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, 1. Jg., Heft 2, 28–44.
- Gottschall, Karin 2000: Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen: Leske und Budrich.
- Hill Collins, Patricia 2019: *Intersectionality as Critical Social Theory*. Durham, London: Duke University Press.
- Lutz, Helma 2013: »Intersectional invisibility« – Über das Auftauchen und Verschwinden von Kategorien sozialer Ungleichheit in der deutschen Intersektionalitätsdebatte. *Erwägen Wissen Ethik, Forum für Erwägungskultur*, 24. Jg., Heft 3, 421–423.
- Lutz, Helma / Herrera Vivar, Maria Teresa / Supik, Linda 2013: Fokus Intersektionalität – eine Einleitung. In Helma Lutz / Maria Teresa Herrera Vivar / Linda Supik (Hg.), *Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes*. Wiesbaden: Springer VS, 9–31.
- o.A. 2021: Polarisierete Welten. Themenpapier zum 41. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 26. bis 30. September 2022 in Bielefeld. *SOZIOLOGIE*, 50. Jg., Heft 4, 495–502. <https://kongress2022.sozioologie.de/thema>.
- Waldschmidt, Anne 2003 (Hg.): *Kulturwissenschaftliche Perspektiven der Disability Studies. Tagungsdokumentation. Schriftenreihe zum selbstbestimmten Leben Behinderter*. Kassel: Bifos.
- Walgenbach, Katharina 2007: Gender als interdependente Kategorie. In Katharina Walgenbach / Gabriele Dietze / Lann Hornscheidt / Kerstin Palm (Hg.), *Gender als interdependente Kategorie: neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Opladen: Barbara Budrich, 23–64.

Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung

Frühjahrstagung »Schreiben – Forschen – Publizieren. Textproduktion in der qualitativen Sozialforschung« am 14. und 15. März 2024 am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen

Die Tagung der Sektion Methoden der qualitativen Sozialforschung wurde stellvertretend für das DFG-Netzwerk »Textuelle Performanz in der qualitativen Sozialforschung« von Oliver Berli, Judith Eckert, Hannes Krämer, Björn Krey und Vivien Sommer organisiert.

Die Soziologie ist eine schreibende Wissenschaft, dies gilt umso mehr in der qualitativen Sozialforschung. Im Schreiben manifestiert sich ein Ineinandergreifen von Theorie und Empirie, das sich nicht erst in der fertigen Publikation für die Fachcommunity niederschlägt. Obwohl das Schreiben ein zentraler Bestandteil soziologischen Denkens und Forschens ist, sind die Praktiken, die Publikations- und Lehrbedingungen als auch die Qualität des Schreibens in der qualitativen Sozialforschung kaum Gegenstand einer theoretischen sowie empirischen Reflexion. In den elf Vorträgen der drei Themenfelder der Tagung *Schreibtraditionen*, *Publikationsbedingungen/-formate* und *Schreibdidaktik* gelang es, die Textproduktion in der qualitativen Sozialforschung aus einer Vielzahl an Perspektiven zu reflektieren und zu diskutieren.

Den thematischen Einstieg gab *Michaela Pfadenhauer* (Wien), die den Blick auf das *Schreiben in der (lebensweltanalytischen) Ethnographie* lenkte. In ihrem Vortrag reflektierte sie die Praxis ethnographischen Schreibens als eine des Praxis-Beschreibens, durch das das Selbstverständliche, Implizite und Stumme des menschlichen Zusammenlebens zur Sprache gebracht wird und außerdem zwischen Sinnwelten »übersetzt« werden muss. Wissenschaftliches Lesen und Schreiben, so betonte sie, sind Praktiken der wissenschaftlichen Wissensherstellung, die es zu reflektieren gelte.

Im zweiten Vortrag widmete sich *Tim Seitz* (Frankfurt am Main) dem Zusammenhang zwischen *Schreiben und Zeichnen*. Er reflektierte anhand seiner eigenen Forschungspraxis die wichtige Rolle, die Zeichnungen als epistemische Praktik in der qualitativen Sozialforschung spielen, der jedoch bisher zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt werde – und deren Verhältnis zum Schreiben weiter auszuloten sei.

Inga-Marie Schröer (Berlin) setzte sich in ihrem Vortrag mit *Schreibprozessen in qualitativen Doktorarbeiten* auseinander. Mit ihrer Analyse zeigt sie das Spannungsfeld zwischen der notwendigen Struktur und dem nötigen Freiraum zum Schreiben, insbesondere vor dem Hintergrund des Publikationsdrucks.

In Gemeinschaft zu schreiben, kann zur Strukturierung und Motivation genutzt werden, und so wächst der Markt von Online-Schreibcommunities hin zum Streaming vom eigenen Schreibtisch aus.

Ajit Singh (Bielefeld) lenkte den Blick auf die Herausforderung, *technologisch mediatisierte Wissens- sowie Kommunikationskulturen* zu beforschen: Das technisierte Fachwissen eines Feldes müssen Forschende erst interpretativ aufbrechen sowie »übersetzen«, um es zugänglich zu machen. In seinem Fazit hob er die Schwierigkeiten hervor, Unsichtbarkeiten in technisch vermittelten Handlungen sowie die Schweigsamkeit technologischer Abläufe (schriftlich) zu rekonstruieren.

Yves Jeanrenaud (München) setzte sich in seinem Vortrag mit den *Folgen von KI für die qualitative Sozialforschung* auseinander. Er präsentierte forschungspraktische und -ethische Fragen im Umgang mit der KI im Zusammenhang mit Transkription von Interviews und in der qualitativen Auswertung von Daten.

Anschließend berichtete *Lars Alberth* (Lüneburg) über seine didaktischen Erfahrungen in einem *Schreibseminar mit Masterstudierenden*. Er analysiert sein Schreibseminar als »ungewolltes ethnomethodologisches Krisenexperiment«, denn die Drop-Out-Rate sei sehr hoch. Die Seminargestaltung mit ihrer eigenen sozialen Organisation von Arbeitsaufträgen, Rechten und Rechenschaftspflichten kollidierte mit der bisherigen (Schreib-)Praxis der studentischen Autonomie. Zugleich fiel es den Studierenden schwer, Texte zu teilen, Feedback zu geben und anzunehmen. Die rege Diskussion verdeutlichte, dass Seminare zum Schreiben in der Soziologie nach wie vor rar sind.

Nathalie-Ann Köbli und *Cornelia Schadler* (beide Wien) präsentierten in ihrem Vortrag *Publishing as Game* – auch stellvertretend für ihre Co-Autor:innen Luisa Leisenheimer und Mira Achter – erste Ergebnisse aus ihrem Projekt »Entangled Publications« zu sich verändernden Publikationspraktiken. Für die meisten Wissenschaftsdisziplinen lasse sich ein Wechsel von Monographien hin zu Journalbeiträgen feststellen, während zugleich der Publikationsdruck zunehme. Gleichzeitig werden immer mehr wissenschaftliche Arbeiten auf Englisch publiziert. In der Folge publizieren nicht-US-amerikanische Wissenschaftler:innen für verschiedene Communities, um lokal und universell lesbar zu sein – eine immense Mehrfachbelastung.

Laura Bebrmann (Wuppertal) und *Oliver Berli* (Ludwigsburg), Leiter:innen des DFG-Netzwerks, stellten ihre Forschungsergebnisse zur *textuellen Performanz in der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA* vor. Während

deutschsprachige soziologische Artikel stärker auf die theoretischen und methodologischen Prämissen einer Forschungsarbeit eingehen, lehnen sich US-amerikanische qualitative Artikel an die Sprach- und Begründungslogik der quantitativen Sozialforschung an, weisen aber zugleich eine stärkere Narrativität auf als ihre deutschen Pendanten. Der Vortrag macht deutlich, dass es sich lohnt, Repräsentationsformen und das Verhältnis von Wissenskulturen und Schreibpraktiken weiter zu erforschen.

Den Abschluss bildete die closing lecture von *Annette Lareau* (Pennsylvania), die in ihrem Vortrag *Dos and Don'ts* hinsichtlich des Publizierens im englischsprachigen Raum in Bezug auf die Aspekte *Klarheit, Evidenz und Argumentation* herausarbeitete, Einblick in die Herausforderungen des Schreibens gab und einige Umgangsstrategien teilte. Sie stellte die »so what?«-Frage, die darauf zielt, den konzeptuellen Beitrag der jeweiligen Studie beziehungsweise Publikation zu klären und das zugrundeliegende empirische Vorhaben an relevante Fachdebatten anzubinden. Sie präsentiert als zentrale Strategie des Überzeugens: »Show the reader (rather than telling the reader)«. Unterstützend verwies Lareau auf Schreibgruppen, in denen sich Forschende regelmäßig treffen, um individuelle Schreibziele zu fixieren und Textentwürfe der Mitglieder zu kommentieren.

Insgesamt war die Tagung geprägt von einem tiefgreifenden und lebhaften Austausch über die Praktiken, Potenziale sowie Herausforderungen des Schreibens in der qualitativen Sozialforschung – auch über Deutschland hinaus. Die Vorträge boten einen facettenreichen Einblick in die vielschichtigen Aspekte der Textproduktion. Es wurde deutlich, dass das Schreiben nicht nur ein Mittel zur Kommunikation von Forschungsergebnissen ist, sondern auch ein zentraler Bestandteil des Forschungsprozesses und soziologischen Denkens selbst, der eng mit der epistemologischen und methodologischen Ausbildung von Forschenden verbunden ist. Die vielfältigen Diskussionen verdeutlichten den Bedarf, die Formen und Güte des Schreibens in der (qualitativen) Sozialforschung weiter zu erforschen und zu reflektieren, auch vor dem Hintergrund von KI und erhöhtem Publikationsdruck.

Kristina Schäfer